— Die —

Rache des Spaniers.

Roman aus der Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges.

Von Karl Reuter-Kerger.

Copyright 1899 by the German Press & Plate Co.

(11. Fortsetzung.)

Der kräftige Deutsche hob die etwas schmächtige Gestalt des Lieutenants so leicht empor, als sei es ein Kind. Er sah noch, wie eine Schaar sonnengebräunter spanischer Soldaten in zerrissenen schmutzigen Uniformen an einer Stelle des Abhanges, wo das Netzwerk von Lianen ihnen einen Halt gab, in die Schlucht nieder kletterten, dann eilte er mit seiner Last nach der geschützten Stelle hinter dem Felsenvorsprung und bettete den Verwundeten neben dem Todten. Beiden riß er dann den schweren Revolver aus dem Gürtel und aus der Hand, und stürmte zurück.

Die Spanier hatten noch nicht ganz den Boden der Schlucht erreicht. Die Augen des Deutschen funkelten, ein wilder Zorn hatte sich seiner bemächtigt. Mit sicherer Hand erhob er den Revover und sechs Schüsse krachten in rascher Reihenfolge. Zwei von den Spaniern stürzten mit einem schrillen Aufschrei in die tiefe Schlucht. Die übrigen kletterten rasch wieder nach Oben. Noch einmal knatterten sechs Schüsse und wieder überschlug sich ein Spanier und rollte den Abhang herunter. Es blieben noch vier übrig, welche das Plateau erreichten und hastig in das Dickicht krochen. Alfred lud rasch seinen Revolver wieder und feuerte noch mehrere Schüsse nach der Stelle, wo sie verschwunden waren, wußte aber nicht, ob er getroffen hatte. Aber er war zufrieden, er hatte den Tod seines Kameraden gerächt. Er eilte nun schnell zu dem verwundeten Lieutenant zurück, welcher stöhnend neben der Leiche Bergrens saß und untersuchte die Wunde. Unbedingt tödtlich war sie nicht, das erkannte er sogleich. Die Kugel war durch den linken Arm gedrungen und am Hüftknochen abgeprallt. Alfred legte ihm einen Nothverband an, zu welchem er das erforderliche Material mit sich führte, nachdem er die Wunden vorher mit dem klaren Wasser, unter das er einige Tropfen Karbolsäure mischte, ausgewaschen hatte.

„Wie fühlen Sie sich Herr Lieutenant?“ fragte er besorgt.

„Den Umständen angemessen ganz wohl,“ entgegnete dieser und versuchte zu lächeln, „na, wir haben wenigstens erreicht, was wir erreichen wollten, wir haben ein Abenteuer erlebt und haben auch den Feind gesehen — aber unser armer Kamerad da hat daran glauben müssen. Meine Schwester hatte doch recht — der Krieg ist schrecklich — au — was habe ich dann am Bein — das sticht mich so!“

Alfred beugte sich rasch nieder. „Herrgott“ — rief er mit etwas unsicherer Stimme, „ich glaube, Sie sind auch am Bein verwundet!“ Und so war es. Eine zweite Kugel hatte die Wade des linken Beines durchbohrt.

Ainsley stöhnte laut auf, nicht so sehr aus Schmerz, als bei dem Gedanken an seine Hilflosigkeit.

Alfred, welcher ihm kunstgerecht die Wunde verband, suchte ihn zu trösten.

Der Lieutenant schüttelte traurig das Haupt. „So lange man seine gesunden und heilen Knochen noch hat, kann man zuweilen ein Held sein, wenn man sonst ein Feigling ist, aber so — hilflos wie ein Kind, da nützt aller Heldenmuth nichts, er reicht gerade hin, daß man nicht jammert wie ein Kind, aber man ist nichts mehr — der Spaß ist aus!“

Verlieren Sie doch den Muth nicht, Herr Lieutenant; hier unser armer Kamerad, mit dem ist's aus, aber die Wunden heilen wieder. Jetzt will ich dafür sorgen, daß unser todter Held anständig begraben wird.“

„Anständig begraben wird?“ fragte Ainsley.

„Nun ja, wir können ihn doch nicht hier liegen lassen und ihn den Raubthieren preisgeben? Das können wir doch nicht?“

„Das können wir nicht, Sie haben recht, aber —“

„Lassen Sie mich nur machen, Herr Lieutenant, sehen Sie hier, die Klinge meines Bajonetts geht mit Leichtigkeit bis zum Griff in den Boden, freilich, das Wasser muß ich abdämmen.“

„Können Sie das denn?“

Statt einer Antwort machte sich Alfred an's Werk. Er nahm den Rock des Verstorbenen und legte ihn quer durch den Bach, belastete ihn mit Steinen und wühlte dann mit seinem Bajonnette Erdmassen davor. Nicht lange dauerte es, da war der Damm fertig. Nun begann er, das Grab zu graben. Eine leichte Arbeit war das nicht, denn er mußte den Grund größtentheils mit seinen Händen entfernen, nachdem er ihn mit seinem Bajonnette losgestochert hatte. Der Schweiß rannte ihm in Strömen von der Stirn, denn die Sonne stieg höher und die Atmosphäre wurde schwül und drückend. Er entledigte sich seiner Uniform bis auf die Beinkleider und auf das Hemd.

Endlich nach stundenlanger harter Arbeit war ein sechs Fuß langes drei Fuß breites und eben so tiefes Grab fertig. Alfred ließ die Leiche sanft in dasselbe nieder und deckte ein Taschentuch über das Gesicht.

„Ruhe in Frieden, armer Freund, und möge Dir die fremde Erde leicht sein,“ sprach er halblaut. Dann schaffte er den Sand wieder in das Grab, über welches sich bald ein niedriger Hügel wölbte.

Erschöpft setzte sich Alfred dann nieder und wischte sich den Schweiß von der Stirne und aus dem Nacken. Dann knöpfte er das Hemd auf, welches vom Schweiß durchnäßt war und an der Haut festklebte.

Ainsley stieß plötzlich einen Laut der Ueberraschung aus.

„Was ist das?“ fragte er heftig.

Alfred sah, wie er auf seine Brust starrte und wußte gleich, was er meinte. Er trug an einem seidenen Bande das Medaillon um den Hals, welches Alice Ainsley ihm zum Abschiede gegeben hatte, und das nun auf der entblößten Brust schimmerte.

Instinktiv wollte er das theuere Andenken verbergen, doch wurde er sich im selben Augenblicke bewußt, daß dies thöricht sein würde, da Ainsley das Medaillon bereits erkannt hatte.

„Herr Lieutenant,“ sprach er mit gedämpfter aber fester Stimme, „das ist mein Talisman, das hat mir das holdeste Wesen unter der Sonne zum Abschiede als Andenken gegeben!“

„Herr Linden — sprechen Sie von meiner Schwester?“

„Ich spreche von Fräulein Alice Ainsley, meiner Braut!“

„Ihrer Braut?“ rief der Lieutenant erstaunt.

„Meiner Braut! Entschuldigen Sie, Herr Lieutenant, ich wollte das süße Geheimniß noch nicht verrathen, aber jetzt mögen Sie es wissen. Sie haben es ja schon längst gewußt, daß ich Ihre Schwester liebte mit der ganzen Gluth meines Herzens, und so mögen Sie denn auch erfahren, daß ich wiedergeliebt werde!“

Ainsley blickte den Corporal eine Weile stumm an, dann lächelte er matt und sprach: „Ich ahnte es — und ich gestehe offen, ich bedauere es nicht, Ihr seid einander würdig. Und möge Ihnen der Gott der Schlachten um meines lieben Schwesterchens willen gnädig sein, denn ich weiß, daß Sie der Mann sind, der sie glücklich machen kann, soweit es eben ein Glück gibt.“

„Ich danke Ihnen“, sprach Alfred bewegt und streckte Ainsley seine Hand hin, die dieser herzlich drückte.

„Und jetzt,“ sprach der Lieutenant, „was soll nun aus uns werden, oder vielmehr aus mir? Freilich, mein Schicksal ist besiegelt, ich bin doch zu nichts mehr nütze. Aber Sie — gehen Sie, es wird Ihnen gewiß gelingen, aus dieser verfluchten Schlucht zu entkommen, und nach dem Lager zu gelangen.“

„Und Sie, wo bleiben Sie?“

„Ich? mit mir ist's aus, überlassen Sie mich nur meinem Schicksale.“

„Niemals!“ rief Alfred, „wie könnte ich denn jemals meiner Geliebten unter die Augen treten, wenn ich ihren Bruder so schmählich im Stich lassen würde? Nein, das dürfen Sie nicht von mir denken! Ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre und bei meiner Liebe, daß ich nicht ohne Sie diesen Platz verlasse!“

„Aber Menschenkind, ich kann mich ja nicht regen, ich kann ja nicht gehen!“

„Dann trage ich Sie, Herr Ainsley!“

25.

Ein schwüler Nachmittag war es.

In der Luft lag es wie ein goldfahler glühender Dunst. Kein Lüftchen strich durch das stille Thal, durch welches sich ein Bächlein wie ein schmaler Silberstreifen schlängelte. Nicht einmal die Wipfel der Palmen auf den nahen Hügeln regten sich.

Unweit des Bächleins im Schatten von Palmen und Mangroven, nach Süden in einem Halbkreise von einem Bananendickicht umgeben, erhob sich ein einfaches Landhaus. Wie ausgestorben lag es da im heißen Sonnenbrande, welches erschlaffend und einschläfernd auf alles Lebende in der Thier- und Pflanzenwelt wirkte. Besonders die farbenprächtigen Kinder Floras in dem großen Garten an der Nordseite des Hauses ließen die Köpfe wie betäubt und traumverloren hängen.

Unter der schattigen Veranda an der Nordseite des Hauses in einer Hängematte ruhte Donna Marietta Santalo. Ihr zur Seite auf einem niedrigen Stuhl saß Rosina, eine üppig gebaute Mestize mit brennenden schwarzen Augen und einem Gesichte, das trotz der braunen Farbe und dem dunkeln Flaum auf der Oberlippe hübsch genannt werden konnte. Sie fächelte ihrer Herrin mit einem großen Palmenfächer Kühlung zu.

Zwar war dies die Zeit, zu welcher Donna Marietta täglich ihre Siesta zu halten pflegte, aber sie schlief nicht. War es die ungewöhnliche drückende Schwüle, welche sie wach hielt, oder was war es?

Ueber diese Frage hatte Rosina, welche ihre Herrin heimlich beobachtete, schon eine ganze Weile nachgedacht.

Plötzlich richtete Marietta sich auf, zog ein goldenes Uehrchen aus der Tasche und sprach in ungeduldigem Tone: „Ich kann nicht begreifen, warum Pedro noch nicht hier ist, es kann ihm doch nichts passirt sein? — Geh' mal auf's Dach, ob Du ihn noch nicht siehst, ich fürchte, es gibt ein Unwetter, aber geh' leise, damit Du Papita nicht aufweckst!“

Rosina entfernte sich rasch. Ihre Herrin achtete nicht weiter auf sie, sonst würde ihr der haßerfüllte Blick der Mestize nicht entgangen sein.

Rosina stieg die Treppe zu dem flachen Dache des niedrigen Hauses empor. Ihre Augen mit der Hand überschattend, folgte sie mit ihren Blicken der Landstraße nach Buenvilla, bis wo dieselbe sich zwischen den Hügeln verlor. Nirgends war ein menschliches Wesen zu entdecken. Ein eigenthümlicher zitternder Dunstschleier lagerte über dem Thalgrunde, durch welchen hier und da ein Streifen des Cala del Penas glitzerte, der jetzt nur ein winziges Bächlein war, der aber nach einem Gewitter zuweilen zu einem mächtigen Strome aufschwoll. Rosina warf noch einen prüfenden Blick nach dem dunstumschleierten Horizonte und kehrte dann zu ihrer Herrin zurück.

„Pedro ist noch nirgends zu sehen,“ sprach sie, die schöne Dame heimlich beobachtend, „und er könnte doch schon lange zurück sein, sollte er vielleicht eine Geliebte in Buenvilla haben? — Oder sollte er in die Hände der Amerikaner gefallen sein? Unser Nachbar, Carlos Granjnan sagt, die Amerikaner hätten bei Las Gnesimas tausende von Spaniern getödtet. Dann haben sie Sevilla erobert und selbst die Frauen und Kinder nicht verschont. Gewiß sind sie dann weiter vorgedrungen und der arme Pedro ist ihnen in die Hände gefallen und grausam ermordet worden.“

Rosina bemerkte in ihrem Eifer nicht, wie Donna Marietta sie erstaunt anschaute und dann ein leises Lächeln um ihre Lippen spielte.

„Rosina,“ sprach sie dann ernst und langsam, „sollte es nicht möglich sein, daß Pedro hingegangen ist, um in den Reihen der Amerikaner gegen die Spanier zu kämpfen, und daß er nie wiederkehren wird?“

Rosina lachte höhnisch auf. „Oh nein, Sennora, das glauben Sie doch gewiß selbst nicht — Pedro fortgehen? Seine schöne Herrin verlassen? Seine schöne Herrin, für die er durch's Feuer gehen würde? — denn das würde er doch, wenn Sie es verlangen würden — nicht wahr?

„Was willst Du damit sagen, Rosina? Halt — antworte nicht, ich weiß schon was Du sagen wirst, nachdem mir eine Ahnung gekommen ist, was Du sagen wolltest. Du liebst Pedro, Rosina, und wenn Du etwas mehr Vertrauen zu mir hättest, so hättest Du mir das schon gesagt. Pedro ist ein braver Bursche, wie Du ein braves Mädchen bist und wenn ihr heirathen wollt, so gebe ich euch genug, um eure Casa mit allem Comfort versehen zu können, den euer Herz verlangt.“

Rosina starrte ihre Herrin groß an. Dann glitt sie rasch auf ihre Kniee nieder und sprach aufschluchzend: „O Donna Marietta, ist es denn wahr — Sie lieben Pedro nicht?“

„Rosina!“ Entrüstet kam es von den Lippen der jungen Frau und eine dunkle Röthe färbte ihre Wangen.

„Mädchen, wenn ich nicht errathen hätte, wie es mit Dir steht und Deine blinde Eifersucht kennte, würde ich Dir ernstlich zürnen — thörichtes, einfältiges Ding Du!“

„Verzeihung Sennora — aber ich kann es nicht helfen, Pedro hat ja nur Augen für Sie — mich sieht er gar nicht, er ist wie bezaubert, wenn er in Ihre Nähe kommt!“

Marietta blickte mit finster zusammengezogenen Brauen ein Weilchen starr vor sich hin, dann sprach sie in bestimmtem Tone: „Bis in vier Wochen wird Pedro Dein Gatte sein! Wenn er heimkommt von Buenvilla, nimm ihm die Postsachen ab und gib sie mir, ich will ihn nicht mehr sehen, verstehst Du mich, Rosina?“

Statt einer Antwort ergriff die Mestize die Hand ihrer Herrin und führte sie an die Lippen.

Aus der Ferne drang ein dumpfes Brausen, als ob ein gewaltiges Heer herangestampft käme. Die beiden Frauen lauschten.

„Santa Maria, es kommt ein Sturm!“ rief Rosina erschrocken, „wo mag Pedro wohl so lange bleiben?“

Mit diesen Worten eilte sie auf das Dach des Hauses. Marietta erhob sich ebenfalls, trat einige Schritte vor und ließ ihre Blicke über die von einem bleifarbigem Dunste umzitterte Landschaft schweifen.

Ein Geräusch von schlürfenden Schritten veranlaßte sie, sich umzuschauen. Es war die alte Papita.

„Ah Sennora,“ sprach sie, „das gibt ein böses Wetter, aber wo ist denn Pedro?“

„Pedro ist noch nicht zurück, Papita!“

„Santa Maria — noch nicht zurück? Wo kann das Kind so lange bleiben? Da, da höre ich Tritte, das ist er — Jesus, Maria und Joseph!“ Die letzten Worte hatte sie gedämpft gesprochen und ihre Augen blickten groß und schreckensstarr, als sähen sie ein Gespenst.

Marietta wandte sich um und auch sie zuckte zusammen und alles Blut wich aus ihren Wangen. Einige Schritte entfernt stand ihr Bruder Manuel. Seine Augen, welche noch tiefer in den Höhlen zu liegen schienen wie früher und in welchen ein düsteres Feuer glomm, waren mit hämischem Ausdruck auf die beiden erschrockenen Frauen gerichtet, und seine schmalen Lippen verzerrten sich zu einem höhnischen Grinsen. Langsam trat er noch einige Schritte näher und sprach in rauhem, etwas heiserem Tone: „Das ist ja ein netter Empfang, Schwesterchen — freilich, ich hatte nicht erwartet, daß Du mir an den Hals fliegen würdest, aber die Hand könntest Du mir doch wenigstens reichen — nicht? ha ha ha,“ lachte er grimmig, als er sah, wie sie zurückschauderte, als er ihr seine Rechte hinstreckte, „also dann nicht, aber wenigstens wirst Du mir gestatten, daß ich ein wenig hereinkomme und mich ausruhe, ich bin abgehetzt wie ein wildes Thier und ausgehungert dazu!“

„Papita,“ wandte sich Marietta an die alte Frau, welche noch immer schreckensstarr dastand, „geh und bereite ein Mahl für Don Manuel!“

Als die Alte dann eiligst verschwand, sprach sie zu ihrem Bruder: „Komm herein, Manuel!“

Er folgte ihr in das einfache aber comfortabel ausgestattete Zimmer und ließ sich auf den nächsten Stuhl niederfallen.

„Wie kommst Du denn hierher, Manuel?“ fragte Marietta, die inzwischen ihre vollkommene Ruhe wiedergefunden hatte, in gleichgiltigem Tone.

„Ja, ja, das ist Dir räthselhaft, nicht wahr? Ja, Kind, Du hast keine Ahnung, welch' ein famoser Kerl Dein Bruder ist, welchen Einfluß und welche Verbindungen er hat. Siehst Du, ich wußte von Anfang an, wohin Du geflüchtet warst und wo ich Dich finden konnte. Ich mußte aber meinen brüderlichen Gefühlen Zwang auferlegen, da meine Mission mich an Havana gebunden hielt. Zufällig ist es aber nun gerade dieser Theil der Insel, den die verdammten Amerikaner zuerst betreten und da mußte ich doch hier sein. Aber habe nur keine Angst, ich werde Dich nicht zu lange belästigen, ich werde mit dabei sein, wenn diese Hunde zurückgeschlagen, vernichtet werden; ich habe bereits — aber was ist denn das?“ Er hielt inne.

Ein mächtiges Brausen und Heulen und Zischen erfüllte rings die Luft und in dem Zimmer herrschte eine fahle Dämmerung.

„Ah — ein Gewitter, das habe ich aber gerade getroffen —“

Kaum waren diese Worte von seinen Lippen, als ein greller Blitz die Dunkelheit zerriß und im selben Momente ein knatternder Schlag erfolgte. Dann brach das Unwetter mit furchtbarer Gewalt los, Blitz auf Blitz und Knall auf Knall erfolgten und dazwischen vernahm man das Rauschen und Sausen des vom Sturme gepeitschten Regenstromes.

Marietta war auf einen Stuhl niedergesunken und verhüllte ihr Gesicht mit den Händen. Sie war etwas nervös und fürchtete sich vor den grellen Blitzen, noch mehr aber graute es ihr vor den Blicken ihres Bruders, welcher unbeweglich wie ein finsterer Dämon dasaß und dessen Augen in der grellen Beleuchtung der zuckenden Blitze unheimlich funkelten.

Höchstens zehn Minuten dauerte das Unwetter und schnell wie es gekommen, verschwand es wieder. Ein heller Lichtschein drang in's Zimmer und draußen schimmerten die Zweige und Blätter wie mit Diamanten besät.

Papita erschien an der Thür und flüsterte: „Das Essen ist fertig, Sennora!“

„Gut, bringe es herein.“

Die Alte deckte den Tisch und trug die Speisen auf. Manuel fiel mit einem wahren Heißhunger über dieselben her. Auch eine Karaffe mit Wein leerte er bis auf den letzten Tropfen. Dann zog er ein buntseidenes Taschentuch heraus, wischte sich mit behaglichem Grunzen den Mund ab und sprach:

„Ah — das thut wohl, da fühlt man sich wie ein neuer Mensch! Wenn ich mal wieder so ausgehungert bin, muß ich Dich wieder belästigen, Marietta. Gegenwärtig habe ich nicht mehr viel Zeit zu verlieren, unsere Truppen sind nicht weit von hier und ich denke, daß wir morgen diesen Yankeeschweinen den Garaus machen werden.“

Er erhob sich und als Marietta stumm blieb, fuhr er in etwas rauherem Tone fort: „Also vorläufig befreie ich Dich von meiner Gegenwart, Schwesterchen, aber wie gesagt, ich komme dann und wann mal wieder. Wenn die Wirthin auch freundlicher sein könnte, die Bewirthung läßt nichts zu wünschen übrig und die alte Hexe versteht das Kochen vorzüglich. Nun — Adios, Schwester!“

„Gott sei — Dir gnädig Manuel!“ flüsterte sie.

Er stieß ein grimmiges Lachen aus. Das „Gott sei mit Dir“ konntest Du wohl nicht über die Lippen bringen, nun, wenn Gott nicht mit mir ist, so mag es meinetwegen der Teufel sein!“ Er stampfte hinaus.

Marietta folgte ihm leise und als sie sah, wie er in nördlicher Richtung rasch weiter schritt, athmete sie erleichtert auf. Als sie sich umwandte, gewahrte sie Papita, welche ebenfalls dem Unhold nachschaute.

„Hätte uns der doch nie gefunden!“ murmelte die junge Frau.

„Ach Gott — kommt er denn wieder?“ rief die alte Duenna entsetzt.

„Ja, er kommt wieder — zuweilen, aber Du darfst nicht vergessen, daß es mein Bruder ist. — Wo ist denn Rosina?“

„Ich weiß es nicht, Sennora; vorhin war sie noch hier!“

„Ah, die ist gewiß wieder auf dem Dache, um nach Pedro auszuschauen, schau, da kommt sie ja!“

In der That kam die Mestize eilig die Stiege heruntergeeilt.

„Er kommt!“ rief sie athemlos, „aber er ist nicht allein, es sind zwei Männer bei ihm und der eine ist todt, den tragen sie!“

„Santa Maria, todt?“ schrie Papita auf, „es ist doch nicht Pedro — hast Du mein Kind erkannt, Rosina — er ist es doch nicht, der todt ist?“

„Gott sei dank, nein,“ sprach Rosina, „Pedro ist es nicht, er geht voraus und er und noch ein anderer Mann tragen die Leiche. Kommt, sie müssen gleich hier sein, sie kommen aus südöstlicher Richtung am Ufer des Cala del Penas entlang, der zu einem mächtigen Strome angeschwollen ist — kommt!“

Sie eilte nach der anderen Seite des Hauses und sowohl Marietta wie Papita folgten.

Die drei Frauen blieben überrascht stehen. Kaum hundert Schritte entfernt kam Pedro, gefolgt von einem Mann mit blondem Schnurrbart, der ihn um eine Kopflänge überragte und eine Uniform trug, wie die Frauen sie noch nie gesehen hatten. Zwischen sich auf einer von zwei Gewehren hergestellten Tragbahre trugen sie eine männliche Gestalt in ähnlicher Uniform.

„Das sind Amerikaner!“ sprach Marietta halblaut. Papita schlug stumm ihre Hände zusammen und Rosina hatte nur Augen für Pedro, welcher aber weder sie, noch ihre Mutter zu gewahren schien, sondern nur die schöne junge Wittwe.

Unter der schattigen Veranda angekommen, ließen die beiden Männer ihre Last sanft auf den Boden nieder.

Papita konnte nicht länger an sich halten und überhäufte ihren Sohn mit Fragen, aber Marietta gebot ihr Schweigen und ersuchte die beiden Männer, oder vielmehr Pedro, denn sie nahm an, daß der Amerikaner sie nicht verstehen würde, die Leiche in's Fremdenzimmer zu bringen und auf einen Divan zu betten. Ehe Pedro noch antworten konnte, rief sie überrascht aus: „Der Mann lebt ja noch!“

Der blonde Krieger trat nun einen Schritt vor, verneigte sich höflich und sagte in französischer Sprache: „Entschuldigen Sie, Madame, sprechen Sie vielleicht französisch?“

„Gewiß, mein Herr!“ entgegnete Marietta erfreut in genannter Sprache, „nicht wahr, Ihr Kamerad lebt noch?“

„So Gott will, wird er noch lange leben, Madame, Herr Herald Chester Ainsley, er ist am Arme und auch am Bein verwundet und hat infolge von Schmerzen und Strapazen die Besinnung verloren. Würde Madame erlauben, daß ich mich hinsetze, ich bin seit zwei Tagen auf den Beinen —“

„Bitte mein Herr, entschuldigen Sie, daß ich daran nicht eher dachte — Papita, schnell! mach für den Verwundeten im Fremdenzimmer ein Lager zurecht, und ihr, Pedro und Rosina, könnt ihn hereintragen. Bitte, Herr —“

„Alfred Linden, Madame.“

„Bitte, Herr Linden, folgen Sie mir.“

Sie führte den jungen Mann in das Wohnzimmer, lud ihn ein, Platz zu nehmen und begab sich nach dem Fremdenzimmer.

Papita hatte inzwischen das Lager zurecht gemacht und Pedro und Rosina trugen den Verwundeten herein. Er war sehr bleich, die Augen hatte er geschlossen und nur zuweilen ein leises Stöhnen verrieth, daß das Leben noch nicht entflohen sei. Marietta äußerte ihre Zufriedenheit über die pünktliche Ausführung ihrer Befehle und wandte sich an ihre alte Duenna, welche mit mütterlicher Sorgfalt das Kissen unter dem Haupte des jungen Lieutenants zurechtrückte. „So Papita, jetzt nur schnell etwas Gutes zurecht gemacht, die Herren werden Hunger haben und Pedro gewiß auch!“

„Ach ja,“ wandte sich Papita eifrig an ihren Sohn, „mein armes Kind, Du hast wohl den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen? Aber sag' doch mal, wo trafst Du denn die Amerikaner?“

„Das möchte ich auch gerne wissen,“ fiel Marietta ein, „bitte, erzähle uns, Pedro!“

„Si Sennora!“ begann dieser eifrig, es kam so: zuerst mußte ich eine ganze Weile auf die Postsachen warten. Das ganze Dorf war in Aufregung, von der einen Seite sollten die Spanier, von der anderen die Amerikaner im Anzuge sein. Und dann wurde mir gesagt, es gäbe heute und auch vielleicht auf lange Zeit gar keine Postsachen mehr. Dann machte ich mich auf den Heimweg. Als ich an die Stelle kam, wo der Cala del Penas aus den Hügeln kommt, um in das Thal zu springen, beschloß ich, mich im Schatten der Schlucht ein wenig auszuruhen. Die Luft war schwül und die Augenlider fielen mir bald zu. Auf einmal wurde ich wach. Ein lauter Schrei war an mein Ohr gedrungen. Als ich aufblickte, sah ich oben im Strombette des Cala del Penas, nahe dem Rande des Felsens, über welchem er in die Tiefe braust, einen Mann stehen, der einen anderen auf den Armen trug. Er lehnte sich gegen die Felswand und ich sah, daß seine Kräfte erschöpft waren, und er fürchtete, daß die Strömung ihn über die Felsenkante in die Tiefe reißen würde. Und ich sah, wie der Himmel dunkel wurde und fern der Sturm herangeheult kam, der schwere Wassermassen niederschleudern würde, und ich wußte, daß die beiden Männer dann verloren waren. Darum rief ich dem Amerikaner zu und gab ihm ein Zeichen, daß er warten und sich festhalten möge. Ich erreichte ihn auf Umwegen, das heißt, ich stand auf dem Plateau am Rande der Schlucht und er war mehrere Fuß unter mir, ich konnte nicht einmal seine ausgestreckte Hand fassen, wenn ich mich auch platt auf den Boden legte. Da löste ich meine Schärpe und ließ sie herunter. Er befestigte dieselbe an den Gürtel des Verwundeten und es gelang mir, ihn empor zu ziehen, aber es war eine furchtbar schwere Arbeit. Dann ließ ich die Schärpe dem tapferen Amerikaner hinunter, welcher sich mit leichter Mühe emporschwang. Große Mühe nahm es uns noch, den Verwundeten den Abhang hinunter zu tragen. Aber es gelang. Ich sah, daß der Sturm nahe war und führte die Amerikaner nach einer Höhle, die mir aus der Knabenzeit her noch bekannt war. Dort blieben wir, bis der Sturm vorüber war, und jetzt sind wir hier, Sennora!“

Marietta wollte einige Worte der Anerkennung sagen, als ihr Blick auf Rosina fiel, welche sie finster anstarrte. Sie sagte daher nur einfach: „Es ist gut Pedro, geh' mit Rosina, daß sie Dir etwas zu essen zubereitet. — Aber halt — fuhr sie rasch fort, um Eins muß ich Euch dringend bitten, um Stillschweigen! Keine Menschenseele darf etwas von der Anwesenheit des verwundeten Amerikaners in diesem Hause wissen, versteht Ihr mich wohl? Keiner, und wenn es euer bester Freund wäre, darf es wissen! Und noch eins, sobald Du gegessen hast, Pedro — willst Du so gut sein, und den Arzt, Doktor Cuchara — Ignacia Cuchara holen? Oder bist Du zu müde?“

„Ich gehe sogleich, Sennora!“

„Ach nein, erst stärke Dich, geh mit Rosina, geh!“

Gehorsam folgte er der Mestize, welche ihm einen glühenden Blick zuwarf.

Als Marietta allein war, trat sie näher zu dem Verwundeten, welcher mit geschlossenen Augen und schwer athmend dalag. Halb scheu, halb neugierig, betrachtete sie das blasse hübsche Antlitz mit dem blonden seidenartigen Schnurrbart und die zierlichen weißen Hände mit dem funkelnden Diamantring. Eben als sie daran dachte, sich zu entfernen, schlug Ainsley die Augen auf. Die stahlbraunen Augen blickten sie groß und forschend an und sie fühlte, wie sie unter diesem Blick, der einen zärtlichen, sehnsuchtsheißen Ausdruck annahm, erröthete. Jetzt bewegten sich seine Lippen und dann flüsterte er: „Anita — mein Liebling — komm — komm zu mir!“

Marietta glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen, denn der Amerikaner sprach in ihrer Muttersprache! Und dann der Name — Anita — sie war ganz verwirrt und wußte nicht, was sie denken sollte. Jetzt gewahrte sie, daß dem Verwundeten die Augen wieder zugefallen und seine Wangen noch um eine Schattirung bleicher geworden waren. Erschrocken eilte sie hinaus.

Sie fand Papita damit beschäftigt, für den Corporal etwas Gutes zu essen zu bereiten.

„Um Gotteswillen, Papita, komm mal schnell herein zu dem Kranken, er ist so blaß — und denk Dir mal, Papita, er spricht unsere Sprache!“

Papita folgte ihrer Herrin und schlich wie diese, auf ihren Zehenspitzen nach dem Lager.

„Ach, jetzt sieht er schon wieder besser aus,“ flüsterte Marietta, „seine Wangen sind schon wieder rosig!“

„Der arme Junge, er fiebert!“ entgegnete die Alte ebenso leise, „kommen Sie Sennora, hier können wir nichts thun, er muß Ruhe haben, und hoffentlich kommt der Doktor bald! Bitte Papita, sage Pedro, er möge sich beeilen und zum Arzt gehen, sobald er mit seinem Mahle fertig ist!“

„Pedro ist ja schon längst fort zum Doktor Cuchara, und Rosina sitzt in der Küche und heult, weil er erst nichts essen wollte, das gute Mädchen — sie ist so besorgt um meinen Jungen!“

Marietta seufzte leise auf und sprach dann: „Nun, dann wird der Arzt wohl bald hier sein. Geh und schau mal nach, ob der andere amerikanische Soldat noch irgend etwas wünscht!“

26.

Fast schüchtern klang der Ton der Glocke, welche den Schluß des Hochamtes verkündete, durch das stille Thal. Nur wenige Andächtige hatten die Kirche besucht, die meisten Mitglieder der kleinen Gemeinde hatte die Furcht zu Hause gebannt. Zwar war die Kunde vom Siege der Amerikaner bei El Caney und San Juan und von der Vernichtung von Cervera's Flotte schon hierher gedrungen, aber sie fürchteten, daß etwaige entflohene und auf dem Rückzuge sich befindliche Spanier plündernd und mordend in das einsame Thal bringen würden. Schon einmal war dies geschehen, vor mehreren Wochen. Glücklicherweise war es aber nur ein kleiner Truppentheil gewesen, der dazu noch auf einem Eilmarsche begriffen war. Trotzdem aber hatten die blut- und beutegierigen Krieger manche Schandthat verübt und sämmtliche Zugthiere hatten sie mitgenommen, die wenigen Pferde und eine Menge „Burro's“ (Esel.) Auch auf Pedro's Campo waren sie gewesen und nur dem energischen Auftreten Mariettas, welche sich als Spanierin legitimirte, war es zu verdanken, daß sie sich damit begnügt hatten, nur die Zugthiere mitzunehmen, was freilich unter den bestehenden Verhältnissen vorläufig ein nicht zu ersetzender Verlust war.

Unter den wenigen Landleuten, welche das Kirchlein verließen, befanden sich auch Pedro und Rosina. Letztere hatte ihren besten Staat angelegt. In ihren Ohren glitzerten die großen goldenen Ohrringe mit den blutrothen Rubinen, ein Geschenk ihrer Herrin. Auch die elegante Mantilla war ein Geschenk Donna Mariettas. Die Augen des jungen Mädchens blitzten zuweilen zornig nach ihrem Begleiter, der wie geistesabwesend an ihrer Seite schritt und für den sie gar nicht zu existiren schien.

Bald lagen die letzten Häuser des Dörfchens hinter ihnen. Der Weg führte durch ein verwahrlostes Zuckerrohrfeld, welches sich fast über das ganze Feld erstreckte, eingerahmt von einem Gürtel dunkelgrüner Cedern, welche sich an beiden Seiten am Fuße der Hügel hinzogen.

Rosina hatte versucht, ein Gespräch anzuknüpfen, aber sie vermochte ihrem Begleiter nur einsilbige Antworten zu entlocken. Auch schien er ihre heißen Blicke nicht zu bemerken, die sie ihm zuwarf, und die bald innige Zuneigung, bald Haß, bald ein zorniges Mitleid ausdrückten.

Endlich gelangten sie an die Schlucht, aus welcher die silberklaren Fluthen des Cala del Penas niederrauschten.

(Schluß folgt.)

— Sittliche Erziehung. — Auctionator: „Jetzt kommt ein zweischläfriges Bett zum Verkauf.“ — Mutter (zu ihrem Backfisch): „Else, daß Du nicht hinsiehst!“

— Auf der Reitbahn. „Na, Meier, Sie machen ja so ein trauriges Gesicht wie eine Klapperschlange, die vor Schwäche nicht mehr klappern kann!“

— Eingehende Erklärung. Dame: „Inwiefern unterscheiden sich denn die Civilsachen von den Strafsachen?“ Candidat: „Sehr einfach, die ersteren haben blaue, die anderen rothe Actendeckel.“

Für die Küche.

Braune Suppe. Man setzt ein altes Suppenhuhn, ein halbes Pfund Rindfleisch und ebenso viel Kalbfleisch mit Salz und allen Suppenwurzeln in einer Gallone Wasser an. Nachdem die Brühe gekocht hat, wird sie geschäumt, und dann fügt man ein Viertel Pfund in Würfel geschnittenen mageren rohen Schinken hinzu, sowie ein Viertel von einer Rindsniere, die man in Scheiben geschnitten und mit Butter und Zwiebeln recht braun gebraten hat. Danach muß die Suppe 3 Stunden auf dem Feuer bleiben, bis sie auf die richtige Portion eingekocht ist. Von der Hühnerbrust schneidet man feine Streifen und gibt sie in die Suppenterrine, ebenso eine Portion Spargelstücke. Alsdann kocht man sechs Eier hart, reibt die Dotter durch ein Sieb, macht eine Mehlschwitze, die man mit zwei Glas Portwein, einer halben Unze Fleischextract und einer Prise Cayenne-Pfeffer abzieht und in die man die Eier hineinrührt und Alles an die Suppe gibt; zum Schluß schmeckt man die letztere ab und gibt sie in die Terrine. Sollte sie nicht schön braun sein, so färbt man sie noch mit etwas frisch gebranntem Zucker nach.

Petersilien-Sauce mit Eiern zu Fisch und gekochtem Fleisch. Drei Eidotter, ein Eßlöffel Mehl, drei Eßlöffel feingehackte Petersilie und eine Unze zerlassene Butter rührt man mit ein wenig frischem Wasser recht glatt. Nach und nach gießt man ein Pint kochende Fleischbrühe unter stetem Umrühren zu und läßt die Sauce noch einmal aufkochen.

Geschmorter Welschkohl (Wirsing-, Welschkraut). — Ohne ihn zu brühen, schneidet man den Welschkohl mit Ausnahme des Strunkes in feine Scheiben, ebenso zwei Zwiebeln und gibt ihn mit 1½ Unze Butter und 150 Gran Fleischextract auf's Feuer. Hier schmort man ihn bei guter Hitze in etwa 1½ Stunden gar, indem man nach und nach 1—2 Tassen heißes Wasser nachgibt, sowie noch 1½ Unze Butter, reichlich Salz und eine halbe Unze Fleischextract. Soll Sauce entstehen, so kommt ziemlich zuletzt noch eine Tasse kalte Fleischbrühe, in der man zwei Theelöffel Weizenmehl verquirlt hatte, daran, andernfalls läßt man alle Flüssigkeit verdampfen und genießt das Gemüse wie Dampfkraut.

Kartoffel-Pastete mit Kalbshirn oder Kalbsmilch. Ein Pfund gekochte kalte Kartoffeln werden abgezogen und gerieben, 4 Eier mit 3 Löffeln Milch und 3 Löffeln dicke süße Sahne gequirlt, die Kartoffeln nebst etwas Salz darunter gemischt und hingestellt. Nun wäscht und häutet man ein Kalbshirn oder ein halbes Pfund Milch, legt es in ein Viertel Pfund steigende Butter und dämpft es mit einigen Champignons und Salz; ist es beinahe gar, so träufelt man den Saft einer kleinen Citrone dazu, bestreut es mit einem Löffel geriebenem Weißbrot, schneidet es schnell in kleine Stücke, vermischt es mit der Kartoffelmasse und füllt das Ganze in eine mit Butter ausgepinselte, mit ausgerolltem Mürbeteig ausgelegte Form.

Feinstes Bier-Schmorfleisch. Man nehme je 1½ Pfund Schöpsenfleisch, Kalbfleisch und Schweinefleisch, am liebsten von jeder Sorte das Cotelettstück und lege es schichtenweise mit sehr viel gewiegter Zwiebel, Kümmel und englischem Gewürz in eine Kasserolle. Das Schöpsenfleisch kommt zu unterst, dann folgt das Schweinefleisch, zuletzt das Kalbfleisch. Nun gießt man eine Flasche Porter darauf. Es kommt ferner ein Glas Rothwein über das ordentlich gesalzene Fleisch. Alles wird nun fest zugedeckt und in etwa 1½ Stunde auf nicht zu stetem Feuer gar geschmort. Dies schmeckt vorzüglich mit einer Beigabe von eingelegten Gurken.

Gedämpfte Kalbsbrust. — Eine schöne weiße Kalbsbrust klopft man mit der Fläche des Hackmessers, damit die darin befindliche Luft entweicht, und wäscht sie gut ab. Hierauf thut man ein Stück Butter in einen Topf, legt die gut abgetrocknete Brust darauf, fügt zwei in Scheiben geschnittene Mohrrüben und eine Zwiebel hinzu und läßt die Brust auf nicht zu starkem Feuer im Ofen fest zugedeckt dämpfen. Sollte der Fond zu kurz einkochen, so daß das Fleisch anfängt, zu braten, so fügt man etwas Bouillon hinzu. Nach ca. zwei Stunden nimmt man das Fleisch, das bis dahin fleißig begossen wurde und welches eine schöne braune Farbe haben muß, heraus, gießt den Fond, den man mit etwas Klarmehl verkocht hat, durch ein Sieb und gebe ihn als Sauce zum Kalbfleisch.

Apfelbaignets. Die mit dem Ausstecher ausgekernten Aepfel werden in Scheiben geschnitten und zwar so, daß in jeder Scheibe ein Loch ist. Dann übergießt man die Apfelschnitte mit etwas Weißwein, Zucker und Arrak und läßt sie so eine Stunde stehen. Alsdann werden sie in eine recht dicke Eierkuchenmasse getaucht und in reichlich Fett schön gelb gebacken.

Prinzessinsuppe. Man kocht in Fleischbrühe aus Liebigs Fleischextrakt einen guten Gerstenschleim, brät nun 2 Unzen würflig geschnittenen rohen Schinken und 5 Unzen ebenso zertheiltes Kalbfleisch in Butter an, giebt 2 Glas Weißwein darüber und dämpft dies eine Stunde, wiegt nun alles so fein wie möglich, streicht die Fleischmasse durch ein Sieb und rührt sie unter den fertigen Gerstenschleim, den man mit zwei Eigelb abzieht, mit etwas Pfeffer würzt und in dem man 5–6 feinscheibig geschnittene eingemachte Champignons zuletzt legt. Letztere können auch fehlen, und der Weißwein durch guten Apfelwein ersetzt werden.